

Wenn das Internet zur Qual wird

Bloßstellungen, Beleidigungen, Ausgrenzungen: Viele Kinder und Jugendliche leiden täglich unter Cybermobbing. Eine Erfahrung, die physische und psychische Schäden hinterlassen kann. Eltern, Schulen und die Gesellschaft wissen oft nicht, wie sie reagieren sollen. Doch inzwischen gibt es Hilfsangebote

VON MATTHIAS KREIENBRINK

Es kann auf dem Weg von der Schule nach Hause sein. Ein heimliches Foto, schnell gemacht beim Vorbeigehen. Danach landet es in den sozialen Medien, wird in Whatsapp-Gruppen verteilt. „Schaut mal, wie hässlich.“ Und weiter geht die Angst eines jungen Menschen, lebt das Mobbing, das er schon in der Schule erfährt, im Internet fort. Cybermobbing bestimmt das Leben vieler Kinder und Jugendlicher. Missbräuchliche Verbreitung von Bildern, Hassnachrichten, Stalking – das sind keine Lappalien, sondern massive Einschränkungen und Verletzungen, die lange prägen können. An Schulen findet dieses Thema noch selten statt – nur wenige Lehrkräfte wissen, wie sie damit umgehen können. Doch es gibt Menschen, die das ändern wollen.

Oft handeln Schulen erst, wenn schon etwas vorgefallen ist. Dann ist es oft zu spät

Levi Hackbarth ist 20 Jahre alt, Ergotherapeut und hat Cybermobbing selbst kaum erlebt. Ein Freund von ihm aber war Opfer. Mit ihm hatte er 2015 über das Thema gesprochen und entschieden, dass man etwas tun müsse. „Es fing an mit einer Website, auf der wir informierten. Darauf gab es ein Beratungsforum, wo sich Betroffene austauschen konnten“, sagt er. Be-Social heißt das Projekt heute, seit September 2019 ist es ein eingetragener Verein. 14 Menschen engagieren sich ehrenamtlich, bieten Unterstützung über Livechats an. Ebenso stehen sie Schulen zur Seite. „Es kommt öfter vor, dass sich Schulen an uns wenden. Oft aber erst, wenn schon etwas passiert ist“, sagt Hackbarth. Denn in der Prävention sei Cybermobbing für viele ein fremdes, ein zu abstraktes Thema.

„Aktuell haben wir den Fall einer jungen Person, die auf Facebook gemobbt wird, indem Seiten in ihrem Namen erstellt werden, wo dann absoluter Blödsinn geschrieben wird.“ Das sei für die betroffene Person nicht nur eine psychische Belastung, sondern könne perspektivisch berufliche Konsequenzen haben: „Wenn ein Arbeitgeber solche Seiten sieht, kann das problematisch werden“, erklärt Levi Hackbarth. Die meisten Ehrenamtlichen, die sich für Be-Social einsetzen, haben selbst Cybermobbing erlebt, machen aus dieser prägenden Erfahrung etwas Produktives, helfen anderen. Neben diffamierenden Profilen ist das Spektrum der Erfahrungen breit: Whatsapp-Gruppen, die gebildet werden, um eine Person darin fertigmachen. Fotos, die heimlich gemacht und verbreitet werden. Beleidigende Kommentare unter Postings. „Gerade hören wir vermehrt, dass Menschen gezielt in Whatsapp-



Trolle im Internet sind keine lustigen Gesellen. Wie man sich gegen Beleidigungen wehrt, lernen zum Beispiel die Schülerinnen der Maria-Ward-Mädchenrealschule in München im Cybermobbing-Präventionsprojekt „Digitale Helden“.

FOTO: ALESSANDRA SCHELLNEGER; ILLUSTRATION: SZ

Lerngruppen ignoriert oder stummgestellt werden“, sagt Hackbarth. Durch Corona seien diese Gruppen aber besonders wichtig. „Welche Hausaufgaben haben wir aufbekommen?“ Als Antwort Stille – und die Gewissheit, dass das Mobbing in der Schule nun auch seinen Weg ins Internet gefunden hat.

Wer als junger Mensch im Netz gemobbt wird, leidet später öfter an Depressionen

Eine Studie des Medienpädagogischen Forschungsverbands Südwest aus dem Jahr 2019 zeigt, dass jeder fünfte Jugendliche im Alter zwischen zwölf und 19 angibt, dass schon falsche oder beleidigende Inhalte über die eigene Person im Internet verbreitet wurden. Zwei Drittel gaben an, im Internet mit Hassnachrichten konfrontiert worden zu sein. Cybermobbing kann Langzeitfolgen haben. Verschiedene Studien aus den vergangenen Jahren zeigen, dass Menschen, die in Kindheit und Jugend diese Erfahrungen gemacht haben, stärker

von Depressionen oder Angstzuständen betroffen sind. Ebenso können reduzierte Sozialkontakte oder ein unstetiges Berufsleben mit den Mobbing-Erlebnissen in Verbindung stehen.

„Mir ist etwas in ‚Fortnite‘ passiert, mich hat ein Mann angeschrieben, der sehr intim wurde.“ Dieses Problem einer jungen Schülerin hat Esther L. an ihrer Schule mitbekommen. Die 30 Jahre alte Lehrerin will anonym bleiben, da sie nicht möchte, dass die Schülerin erneut Nachrichten bekommt. Das Mädchen wurde von einem älteren Mann in dem Online-Game angeschrieben und recht schnell bedrängt. „Die Schülerin hat zuerst eine Kollegin von mir angesprochen, die dann mich eingeschaltet hat“, sagt L. Die Lehrerin kontaktierte die Eltern, es kam zu einer Anzeige. „Dann wurde es sehr unangenehm für das Mädchen.“ Aus der vermeintlichen Zuneigung wurde Hass. „Er hat ihr weiterhin geschrieben, sie beleidigt, ihr gedroht, dass er ihrer Familie etwas antun werde“, sagt die Lehrerin. Auch das ist eine häufige Art des Cybermobbings: Es fängt mit Avancen an, die nicht er-

widert werden. Und das führt dann zu Anfeindungen. In dem Fall an einer Schule in Thüringen, an der L. arbeitet, kommt erschwerend hinzu, dass es sich um eine Minderjährige handelt. Cybergrooming nennt es sich, wenn ältere Täter versuchen, das Vertrauen von Minderjährigen zu gewinnen, um sie dazu zu bringen, Persönliches preiszugeben.

Wie können Lehrer und Lehrerinnen damit umgehen? „Das steht und fällt mit den persönlichen Beziehungen, die man zu den Schülern hat“, sagt Esther L. Fühlen die sich gesehen und verstanden? Nicht noch zusätzlich unter Druck gesetzt? „Es ist wichtig, dass es Schulsozialarbeiter gibt, bei denen kein Abhängigkeitsverhältnis besteht, wie bei einer Klassenlehrerin.“ Es-

ther L. sagt, sie habe oft erlebt, dass Cybermobbing höchstens punktuell an Schulen behandelt würde. Da gebe es zum Beispiel eine Themenwoche, und damit sei das Thema abgehakt. „Es wäre wichtig, das in unterschiedliche Fächer einzubeziehen. In der Medienkunde sowieso, aber zum Beispiel auch im Ethikunterricht: Was macht diese Demütigung mit Menschen?“

Sie habe zudem gute Erfahrungen an ihrer Schule damit gemacht, dass dort Smartphones nicht zugelassen sind, sagt Esther L. „Ich habe das zuerst kritisch gesehen, aber dann gemerkt, dass die Schule so zu einem sichereren Ort für Opfer von Cybermobbing werden kann.“ So könnten etwa keine Fotos auf dem Pausenhof oder in Toiletten gemacht werden.

Das Internet ist für viele junge Menschen ein Zufluchtsort. Für diejenigen, die in ihrer Umgebung keine Freunde haben, die in der Schule ausgegrenzt werden, kann das Netz eine Möglichkeit sein, Communities zu finden. Räume, in denen sie akzeptiert werden. Hält aber der Hass dort Einzug, verlieren die Betroffenen ihre Rückzugsorte.

„Selbst in den Ferien konnte ich nur mit Magenschmerzen an die Schule denken“, erzählt ein Opfer

Für Hannes Dezulian hat das Mobbing in der fünften Klasse der Realschule begonnen. „Damals gab es soziale Medien noch nicht so ausgeprägt“, sagt der heute 25 Jahre alte Filmemacher. Über Jahre zogen sich die Demütigungen: Beleidigungen, Drohungen. „Selbst in den Ferien konnte ich nur mit Magenschmerzen an die Schule denken.“ Bald habe er bemerkt, dass auch im Internet Hass über ihn verbreitet wurde. Dann, bei einem Spaziergang am See, „hat mich eine fremde Gruppe Jugendlicher angepöbelt. Woher sollen die mich erkannt haben, wenn nicht über Bilder, die im Internet geteilt wurden?“, fragt er sich heute. Vor gut fünf Jahren begann das Cybermobbing dann richtig. Über Snapchat und das anonyme Chatprogramm Tello wurden ihm immer wieder Hassnachrichten geschickt. Wieso da? „In den Programmen verschwinden Nachrichten nach einer gewissen Zeit. So kann man Beweise vernichten“, sagt Dezulian.

Seit Jahren leidet er schon an Panikattacken, reagiert sehr empfindlich auf vermutete Aggressionen. Anfang 2019 lud er auf Youtube ein Video hoch. Darin sprechen mehrere Youtuber von ihren Mobbing-Erfahrungen – auch er selbst. „Mein Name ist Hannes, und ich war über sieben Jahre ein Mobbingopfer“, steht unter dem Video. Die Resonanz sei groß gewesen. „Viele haben mir daraufhin geschrieben und mir gesagt, dass sie nicht wussten, wie sehr ich gelitten habe“, sagt er. Denn er habe das alles für sich behalten, damals. Er ahnt, wer ihn damals im Internet beleidigt hat, aber es gibt niemanden, der es zugegeben oder der sich entschuldigt hat.

Für Hannes Dezulian ist das Internet heute ein Ort, an dem er sich zeigen kann, wie er ist. Die Demütigungen sitzen noch tief. Aber jetzt will er anderen helfen. Sichtbar sein und zeigen: Es gibt ein Danach.

„Die Opfer trifft keine Schuld“

Während der Schulschließungen aufgrund von Corona hat Mobbing im Internet zugenommen

Julia-Vivian Liebe ist 21 und arbeitet ehrenamtlich als Scout bei der Cybermobbing-Hilfe Juuuport, einer Online-Beratung von jungen Menschen für junge Menschen, die bei Problemen im Web hilft.

SZ: Frau Liebe, wie sind Sie dazu gekommen, sich ehrenamtlich gegen Cybermobbing zu engagieren?

Julia-Vivian Liebe: Seit 2016 engagiere ich mich bei Juuuport, damals war ich 17 Jahre alt. An meiner Schule habe ich einen Kurs zur Mediatorin gemacht, und in einer Fortbildung ging es um das Thema Online-Beratung. Das hat mein Interesse geweckt,



Julia-Vivian Liebe berät ehrenamtlich junge Opfer von Cybermobbing. Nach missbräuchlich verwendeten Bildern sind Hassnachrichten der zweithäufigste Grund, weshalb sich junge Leute an sie wenden.

FOTO: PRIVAT

und ich habe bei Juuuport dann einfach eine Anfrage gestellt, wie ich mithelfen kann. Auch wenn ich selbst keine krassen Erfahrungen mit Cybermobbing gemacht habe, wusste ich, wie weit verbreitet das Thema ist. Auch Freunde und Freundinnen von mir waren betroffen. Also wollte ich etwas tun.

Wie sieht der Alltag in einer solchen Beratung aus?

Wir können uns die Zeit sehr gut selbst einteilen, denn es findet alles online statt. Es gibt zwei Möglichkeiten, uns zu kontaktieren: über ein Formular auf der Website oder über Whatsapp. Für Letzteres haben wir feste Beratungszeiten, Montag bis Freitag von 18 bis 20 Uhr. Wir Scouts rufen diese Nachrichten über spezielle Programme ab und beantworten sie nach und nach. Es gibt Wochen, in denen ich viele Stunden in das Ehrenamt investiere und dann wieder welche, etwa wenn ich Klausuren schreiben muss – ich studiere inzwischen Soziale Arbeit –, in denen ich mich zurückziehe.

Mit welchen Problemen wenden sich die meisten Menschen an Sie?

Gut 70 Prozent der Nachrichten drehen sich ums Cybermobbing. Davon handeln die meisten von missbräuchlich verwendeten Bildern. Etwa freizügige Fotos, die eigentlich für den Partner oder die Partnerin bestimmt waren und dann im Internet landen. Oder unvorteilhafte Fotos, die auf Instagram oder in Whatsapp-Gruppen geteilt werden, um jemanden bloßzustellen. Der zweithäufigste Grund sind Hassnachrichten. Konstante Beleidigungen in den sozialen Medien, unter denen die Opfer sehr leiden. Wir merken, dass das während der Corona-Zeit noch zugenommen hat. Die Leute haben mehr Zeit. Und einige nutzen diese, um anderen Menschen Leid zuzufügen. Besonders als die Schulen geschlossen hatten, hat sich das Mobbing verstärkt ins Internet verlagert. Das ist für Opfer besonders schlimm, da sie dann auch zu Hause keinen sicheren Ort mehr haben. **Fassen alle Menschen, die sich an Sie wenden, direkt Vertrauen?**

Oft sind die ersten Nachrichten von jemandem eher zaghaft. Man will wissen, ob da wirklich jemand am anderen Ende der Leitung ist und wir überhaupt helfen können. Bevor ich auf Hilfen hinweise oder praktische Tipps gebe, ist es mir darum auch wichtig, erst einmal klarzumachen, dass ich zuhöre, die Person verstehe, sie ernst nehme. Denn nicht wenige suchen die Schuld erst mal bei sich, denken, sie hätten

Nacktfotos sind besonders schlimm, wenn das Opfer noch minderjährig ist

etwas falsch gemacht und würden deswegen gemobbt. Meistens sind das Personen im Alter zwischen zwölf und 16 Jahren. Der erste Schritt für mich ist es also, Vertrauen aufzubauen und die Menschen darin zu stärken, dass sie keine Schuld trifft und es richtig ist, dass sie Hilfe suchen.

Welche ersten Schritte empfehlen Sie den Betroffenen, die sich an Sie wenden?

Nachdem ich erst mal Empathie gezeigt habe, versuche ich, je nach Fall, ein paar Fragen zu stellen. Wenn es etwa um das missbräuchliche Verbreiten von Nacktfotos geht, ist da ein großer Unterschied, ob die Betroffene zwölf oder 18 ist. Ebenso kann es wichtig sein zu erfahren, ob die Person

schon mit anderen Menschen darüber gesprochen hat. Mir ist es wichtig, diese Fragen aber nicht fordernd zu stellen. Anstatt „Sag mir“ frage ich „Magst du mir sagen?“. Denn auf so eine Frage kann die Antwort auch einfach sein: nein. Und dann frage ich nicht weiter nach. Nachdem ich also ein

Jugendliche sollten wissen, welche Rechte sie an ihren Bildern haben

paar Informationen von einer Person bekommen habe, drehen sich die ersten Schritte meist darum, auf Hilfsangebote in ihrer Umgebung hinzuweisen. Geht die Person noch zur Schule, kann es etwa der Verweis auf Schulsozialarbeiter sein – und das Versprechen, dass die genauso einer Schweigepflicht unterliegen wie ich. Oder aber die Ermutigung, mit Freunden oder der Familie über das Problem zu sprechen. Natürlich leiten wir aber auch an andere Hilfsorganisationen weiter, vermitteln Kontakte zu lokalen Einrichtungen oder geben Tipps dazu, wie Beweise gesichert werden können oder wo man in den Apps die Privatsphäre-Einstellungen findet.

Was muss sich ändern, damit weniger Kinder und Jugendliche von Cybermobbing betroffen sind?

Als ich noch in der Schule war, hatten wir einen Fall von einem Nacktbild, das missbräuchlich in den sozialen Medien geteilt wurde. Die Lehrer haben darauf so gut wie gar nicht reagiert – sie wussten schlicht nicht, wie sie damit umgehen sollten. „Löscht das Bild doch einfach“, war einer der wenigen Ratschläge. Aber das war natürlich nicht möglich. Es muss Ansprechpartner an Schulen geben, Personen, die sich in solchen Fragen auskennen und helfen können. Genauso muss aber auch im Unterricht auf dieses Thema hingewiesen werden. Deutlich machen, dass das ein virales Problem ist und keine Lappalie. Dass Betroffene darunter ernsthaft leiden. Und natürlich: Medienkompetenz. Zum Beispiel mal beibringen, welche Rechte ich an meinen eigenen Bildern habe und was ich unternehmen kann, wenn diese Rechte verletzt werden. Wir müssen damit früh anfangen. Einem Kind ein Smartphone in die Hand zu drücken, ohne die nötigen Kompetenzen mitzugeben – das darf nicht sein.

INTERVIEW: MATTHIAS KREIENBRINK



JEDER DRITTE JUGENDLICHE IST SCHON OPFER VON HATE SPEECH GEWORDEN*

* Internetnutzer der Generation Z; Befragung durch Forschungsgruppe g/d/p, Universität Leipzig 2020.

DESHALB KÄMPFEN WIR FÜR EIN NETZ OHNE HASS

Cybermobbing und Hate Speech können jeden treffen. Aber wir glauben daran, dass jeder Einzelne ein Recht darauf hat, sich frei von Angst im Netz bewegen zu können. Um dieses Ziel zu erreichen, tragen wir unseren Teil dazu bei und arbeiten mit Partnern wie Exclamo, Juuuport e.V. und vielen weiteren zusammen. Seid alle #DABEI gegen Hass im Netz.

#DABEI

#GEGENHASSIMNETZ



ERLEBEN, WAS VERBINDET.